

„Eine anti-akademische Attacke“

Christopher Browning über die Holocaust-Forschung und die Goldhagen-Affäre

Christopher R. Browning ist Professor für Geschichte an der Universität Tacoma (Washington). Der 1944 geborene Historiker gilt als profiliertester Vertreter der gegenwärtigen amerikanischen Holocaust-Forschung. Browning promovierte mit einer Studie über das *Judenreferat des Auswärtigen Amtes*. Einem breiteren deutschsprachigen Publikum wurde er durch seine vielbeachtete Studie über die Mordaktionen des *Reserve-Polizeibataillons 101* in Ostpolen bekannt. In letzter Zeit trat er vor allem als scharfer Kritiker Daniel J. Goldhagens hervor, der die Motivation dieser Täter aus einem spezifisch deutschen „eliminatorschen Antisemitismus“ abgeleitet und Brownings These einer sukzessiven Gewöhnung an das Morden vehement widersprochen hatte. Christopher R. Browning hat eine Vielzahl von Aufsätzen vorgelegt, die sich auf breiter Materialgrundlage mit den Ghettos im deutsch besetzten Osteuropa, mit der Vernichtungspolitik der Wehrmacht in Serbien und besonders mit der Implementierung der „Endlösung“ befassen. Er wurde 1993 mit dem *Jewish Book Award* ausgezeichnet. Das nachfolgende Interview entstand anlässlich eines Vortrags, den Browning an der Universität Freiburg hielt. Eine gekürzte Fassung erschien in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* vom 6. Februar 1997.

– Thomas Sandkühler ist Historiker an der Universität Bielefeld und Verfasser der Studie *„Endlösung“ in Galizien*.

Thomas Sandkühler: Professor Browning, ich möchte Sie nicht allzusehr mit Fragen zu Daniel Goldhagen und der Debatte aufhalten, die sein Buch *Hitler's*

Willing Executioners ausgelöst hat. Vielmehr würde ich gern einige allgemeinere Aspekte der gegenwärtigen Holocaust-Forschung in Deutschland und den Vereinigten Staaten ansprechen. Sie sind einer der besten amerikanischen Kenner des Holocaust. Was sind Ihre gegenwärtigen Arbeitsfelder?

Christopher Browning: Im Grunde setze ich die zwei Richtungen fort, die ich auch in der Vergangenheit verfolgt habe. Eine von ihnen ist die antijüdische Politik im Dritten Reich. Wie wurden Entscheidungen gefällt? Wie wurden diese Entscheidungen weitergegeben und verbreitet? Wie war die Interaktion zwischen lokalen und zentralen Behörden beschaffen? Die andere Richtung ist sicherlich die Täterforschung. Welche Art von Leuten war in die „Endlösung“ involviert, wie *wurden* sie involviert, wie reagierten sie auf eine veränderte Politik, wie planten sie, wie verstanden sie, was von ihnen erwartet wurde, als es zu massenhaften Tötungen kam? Denn oft genug waren die Befehle nicht allzu distinkt. Die Leute interpretierten Signale; vielfach drängten sie auch darauf, eigene Vorschläge vorzubringen und erhielten dann ‚grünes Licht‘, wie man sagen könnte, weiter voranzuschreiten, oder ‚gelbes Licht‘, das ihnen bedeutete, zu warten. Insofern sind die Täter und ihre Motive – wie also die Menschen das interpretierten, was sie taten – auf der einen Seite, Politikgestaltung so-

wie Entscheidungsfindungen auf der anderen Seite die zwei Dinge, die ich in der Vergangenheit bearbeitet habe und die mich weiterhin interessieren.

T. S.: Eines Ihrer jetzigen Themen ist ein Zwangsarbeitslager in Polen, im Distrikt Radom des Generalgouvernements, wenn ich Sie recht verstanden habe?

C. B.: Eine Art, meine Arbeit zu tun, besteht in der Beschäftigung mit verschiedenen exemplarischen Studien. Statt den Versuch zu unternehmen, zu schnell zu allgemein zu werden, ziehe ich es vor, sehr konzentriert in die Tiefe zu forschen. Als ich mir die Bürokratie ansah, beschäftigte ich mich mit dem „Judensachbearbeiter“ des *Auswärtigen Amtes*; in Forschungen zu den militärischen Besatzungsbehörden konzentrierte ich mich auf Serbien. In diesem Fall gilt mein Interesse den Arbeitslagern am Beispiel von Starachowice in Polen. Dieses Lager ist interessant, weil es an der Grenze zwischen Regionen lag, deren Politik voneinander abwich. Die Zwangsarbeitslager im Distrikt Lublin wurden während der „Aktion Erntefest“ im November 1943 aufgelöst, zuvor waren fast alle Lager im Distrikt Galizien liquidiert worden. Im Westen hingegen bestand das Ghetto Lodz bis 1944 weiter, und auch die Arbeitslager der *Organisation Schmelt* in Oberschlesien bestanden fort. Zu den Lagern im Distrikt Radom gibt es bereits ein Buch über Skarzysko Kamienna. Starachowice war ein Lager, das tatsächlich wuchs, statt wie die Lager im Umfeld kleiner zu werden. Es wurden auch Juden aus anderen Lagern dorthin geschickt. Natürlich konnte man das leichter mit militärischen Sachzwängen begründen. In einigen Regionen gab es darüber Auseinandersetzungen, aber in Starachowice

wurden die Stahlhülsen für Minen und Handgranaten produziert, und in Skarzysko Kamienna, einer chemischen Fabrik in der Nähe, wurde das hergestellt, was man in sie hineinfüllte. Das läßt sich in keiner Weise mit dem Aussortieren von Lumpen in Lublin vergleichen. Niemand konnte behaupten, diese Arbeit sei nicht kriegswichtig. Insofern lohnt es sich, über dieses Lager zu arbeiten, denn wir können hier sehr deutlich den Versuch studieren, zwischen militärischen Anforderungen und Rassenpolitik zu balancieren.

T. S.: Fallstudien dieser Art erfordern detaillierte Forschungen. Hierzulande hat man hingegen den Eindruck einer sich immer weiter öffnenden Schere zwischen dem Historiker und seinem Publikum, Geschichte und kollektivem Gedächtnis, *history* und *memory* – mindestens bezüglich des Holocaust. Teilen Sie diese Einschätzung aus der amerikanischen Perspektive oder vielleicht auch mit Blick auf die USA selbst?

C. B.: Hier würde ich sagen, daß sich meine Perspektive durch die Goldhagen-Affäre verändert hat. Zuvor war mein Eindruck eigentlich eher, daß diese Schere sich schloß. Der Holocaust war in den Vereinigten Staaten bis zur Mitte der 1970er Jahre kein akademisches Thema. An den Universitäten wurden keine Holocaust-Kurse abgehalten, es gab keine akademischen Konferenzen, keine Zeitschriften – die Holocaust-Forschung hatte mit anderen Worten nichts von der Infrastruktur, die einem Gegenstand akademische Legitimität verleiht. Das begann sich ab Mitte der 1970er Jahre zu ändern, veränderte sich sehr schnell in den 1980ern, sodaß beispielsweise eine Organisation, mit der ich in den USA zusammengearbeitet ha-

be – die *Holocaust Education Foundation* –, daran mitgewirkt hat, Holocaust-Kurse in mehr als 230 Colleges und Universitäten einzurichten. Der Holocaust als akademischer Gegenstand ist in das Curriculum der höheren Schulen eingegangen. Es ist jetzt nicht mehr ungewöhnlich, wenn der Holocaust als ein Gegenstand im Katalog der regulären historischen Ausbildung gelehrt wird. Also hatte ich den Eindruck, dies wäre ein Zeichen, daß der Holocaust zu einem Teil unseres kulturellen Bewußtseins geworden sei, genau wie der Bau des Holocaust-Museums in Washington eine Akzeptanz dieses Ereignisses herbeiführte, das nun nicht mehr nur jüdische und deutsche Geschichte betraf, sondern ein Ereignis der Weltgeschichte mit Implikationen für jeden wurde – und insofern auch Teil des amerikanischen Geschichtsbewußtseins. Wobei man berücksichtigen muß, daß das amerikanische historische Bewußtsein relativ begrenzt ist: Wir sind keine sehr historisch bewußte Nation. Daß dieser Gegenstand so weit in das öffentliche Bewußtsein gehoben worden war, vermittelte mir den Eindruck, daß erhebliche Fortschritte gemacht worden wären.

Dann aber zeigte sich bei der Rezeption des Goldhagen-Buches, daß ein Teil von dessen Wirkung in den Vereinigten Staaten der Zurückweisung von Komplexität, einer Zurückweisung von dem entsprang, was Goldhagen „konventionelle“ Holocaust-Geschichte nennt. Dabei gab es gar nichts in dieser Art. Er redet über fünfzig Jahre konventioneller Holocaust-Geschichtsschreibung und baut sich einen Pappkameraden auf. Es gibt nichts, was man als konventionelle Holocaust-Geschichte bezeichnen könnte,

aber die Rede davon eignet sich als rhetorisches Mittel für einen Angriff auf die Gelehrtenwelt. Diese anti-akademische Attacke war es dann auch, die in der breiteren Öffentlichkeit so stark angenommen wurde: „Wir wollen keine komplexen Antworten, wir wollen einfache. Wir wollen den Holocaust so verstehen wie fünfzig Jahre zuvor: ‚Die deutsche Kultur ist böse, sie schuf böse Menschen, die böse Dinge taten‘“. Das hat mich desillusioniert. Ich hatte gedacht, daß der Graben zwischen der allgemeinen, populären Perzeption der Dinge und dem, wie sie Historiker begreifen, zunehmend überbrückt worden wäre. Leider mußte ich feststellen, daß ich mich geirrt hatte. Das war eine Sache, die ich aus der Goldhagen-Affäre und aus der Rezeption seines Buches lernte.

T. S.: Um auf meine letzte Frage zurückzukommen: Es gibt eine paradoxe Situation insofern, als gegenwärtige Forschungen über den Holocaust zunehmend spezialisiert sind, während die Öffentlichkeit, wie Sie sagen, einfache Antworten auf einfache, drängende moralische Fragen erwartet. Sie möchte wissen, *warum* es passierte, während wir vielfach nur sagen können, *wie* es passierte. Würden Sie den Eindruck teilen, daß Warum und Wie verschiedene Dinge sind, die dann auch verschiedene Rezeptionshaltungen nach sich ziehen?

C. B.: Eigentlich denke ich, daß wir hier ein Beispiel dafür haben, wie sowohl das Wie als auch das Warum komplex oder simpel angegangen werden können. In gewisser Weise vereinfacht Goldhagen die Angelegenheit sowohl historisch als auch moralisch. Er sieht die Täter als Pogromisten, die Juden gequält hätten, grau-

sam gewesen wären und genossen hätten, was sie taten. Wenige Akteure des Holocaust, nämlich die Todesschwadronen und die Lagerwachen, werden von Goldhagen zur Norm erhoben, während der Bürokrat schlicht nicht vorkommt. Und doch ist dies absolut wichtig für das Verständnis des Holocaust. Das große Verdienst Raul Hilbergs war es doch zu zeigen, daß der Holocaust im Kern ein bürokratischer und administrativer Prozeß war, der buchstäblich jeden Bereich des öffentlichen Lebens in Deutschland erfaßte: von den Kirchen, die ihre Dokumente bereitstellten, um Juden von Nichtjuden unterscheiden zu können, über die Eisenbahner, welche die Züge organisierten, die Mechaniker, die Gaswagen bauten, bis hinab zu den Reinemachfrauen, die bei den Sammelstellen die Kleidung der Frauen durchsuchten, die auf die Züge nach Osten verladen wurden. Nichts von alledem findet sich in Goldhagens Buch. Er nimmt also eine eindimensionale Perspektive ein. Für mich ist die Frage sowohl historisch als auch moralisch komplex. Nach meinem Dafürhalten können Sie nicht nach dem Warum fragen, bevor Sie etwas über das Wie wissen. Warum und Wie sind daher absolut untrennbar. Goldhagen selbst argumentiert ja genauso, indem er darauf insistiert, daß die Frage, warum die Täter es getan hätten, nicht beantwortet werden könne, wenn man nicht verstehe, wie sie es so grausam getan hätten. Also beharrt er darauf, daß das Wie der Tat unabdingbar für ein Verständnis der Mentalität sei – aber er untersucht nur einen Punkt dieses Wie und beschränkt sich auf jene Gruppen, die im direktesten Kontakt zu den Opfern standen. Was die Komplexität in histo-

rischer und moralischer Hinsicht betrifft, so muß man nur Primo Levi lesen, der feststellt, in gewisser Weise sei eines der größten Verbrechen der Deutschen gewesen, die Opfer in deren eigene Vernichtung zu verstricken, was nun eine der komplexesten moralischen Fragen ist, die man sich überhaupt vorstellen kann. In den Lagern wurden die Häftlinge gegeneinander aufgehetzt, was natürlich die Grundlage für die Kontrolle des Lagers darstellte: Man hatte zu wenig Nahrungsmittel für soundsoviele Häftlinge, also kämpften die Häftlinge um die besten Arbeitsinsätze, um den Zugang zu Rationen; sie wurden gegeneinander gehetzt.

T. S.: Und Sie würden dies als einen bürokratischen Prozeß bezeichnen?

C. B.: Zumindest würde ich es in Begriffen eines aktiven Managements beschreiben. Gemeint ist, daß jemand eine bestimmte Weise entwickelt hat, das Problem zu verwalten, und es ist dies kein Pogrom im Sinne einer Freisetzung niedriger Triebe. Schon auf dieser unteren Ebene sieht man also, daß man schlechterdings nicht schwarzweißmalen kann, weil das System darauf aus war, die Grenzen zu verwischen. Es gibt so viele Facetten des Holocaust, der ein außerordentlich komplexes Phänomen darstellt, eine Vielfalt von Erscheinungsformen.

T. S.: Um noch einmal auf die Fallstudien in den Vereinigten Staaten zurückzukommen: In gewisser Weise sind Sie der Wegbereiter vieler ähnlicher Arbeiten, die gegenwärtig in Deutschland durchgeführt werden. Wie beurteilen Sie diese Bemühungen? Gibt es ähnliche Tendenzen in den USA, so stark ins Detail zu gehen, also beispielsweise in die Regio-

nen bis hinab zur lokalen Ebene in Osteuropa?

C. B.: Ich glaube, daß dies stärker ein deutsches als ein amerikanisches Phänomen ist. Zweifellos haben deutsche Doktoranden den Vorteil, sich in den Zug setzen und kurzerhand nach Lemberg oder in ein anderes osteuropäisches Archiv fahren zu können, wo sie dann eine Vielzahl von Akten durcharbeiten. Für amerikanische Historiker ist das weitaus schwieriger. Sie müssen für ein Jahr kommen, um ihre Forschungen durchzuführen; das Reisen ist sehr kostenaufwendig, ebenso das Leben in Europa für Amerikaner. Schon aus diesen praktischen Gründen ist es für junge amerikanische Forscher viel schwieriger, diese Art intensiver Forschungen zu betreiben. Mein Eindruck ist, daß sich die amerikanische Holocaust-Forschung in viele Gebiete aufgefächert hat, die in Deutschland nicht so stark reflektiert werden. Die Deutschen konzentrieren sich derzeit sehr stark auf Fallstudien und verschiedene Aspekte der Täter. Dagegen ist die amerikanische Forschung an der Literatur des Holocaust interessiert, daran, was wir die Repräsentation des Holocaust nennen, also etwa auch an der Kunst. Sie interessiert sich auch für Rettungsaktivitäten. Sie selbst haben darüber gearbeitet, was aber in Deutschland ganz selten ist. Amerikaner beschäftigen sich schon eine ganze Weile mit ‚altruistischen‘ Persönlichkeiten und der Frage, was ein Individuum zum Retter macht. Hinzu kommt die Zuschauer-, die *bystander*-Forschung. Wie reagierte die amerikanische jüdische Gemeinde, was konnten sie wissen? Wie verhielt sich Franklin D. Roosevelt? Wie verhielten sich die Kirchen? Das ist eine Viel-

zahl von Gegenständen, mit denen sich Amerikaner beschäftigen. Ich habe den Eindruck, daß die Deutschen gegenwärtig sehr intensiv in der Täterforschung engagiert sind, und zwar auf einem stark archivgestützten Niveau, das in dieser Form in den USA keine Parallele hat, wo die Forschung zum Holocaust eben vielgestaltiger ist. Diese ist in breitere Wege und Zugänge ausgefaltet. Das sind meist nicht die Dinge, die ich tue. Für mich ist wichtiger, was in Deutschland passiert, weil, wie Sie bereits sagten, das wirklich die Art von Forschung ist, die ich seit längerem selbst durchführe. Ich arbeite nicht über die Repräsentation des Holocaust. Diese Debatte ist postmodern beeinflusst. Es gibt einen Konflikt, wie man sagen könnte, zwischen postmodernen Perspektiven und der Tatsache, daß zumindest unter moralischen Gesichtspunkten einige Dinge im Umgang mit dem Holocaust nicht relativiert werden können, nicht Gegenstand eines postmodernen Spiels sein können. Saul Friedländer beschäftigt sich natürlich stark mit diesem Komplex, so mit der damaligen Konferenz über *Probing the Limits of Representation*. Das ist, wie ich glaube, ein amerikanisches Phänomen. Ich sehe es nicht so stark in Israel, ich sehe es auch nicht so stark in Deutschland, möglicherweise mit Ausnahme von Dan Diner.

T. S.: Auf der theoretischen Ebene scheint es mir interessant, daß in der Bundesrepublik in den 1980er Jahren ein intensives Interesse an der Alltagsgeschichte bestand, die anscheinend zu uns zurückkehrt, und zwar im gegenwärtigen Trend zu einer Mikrogeschichte des Holocaust in Osteuropa. Im Hintergrund steht möglicherweise ein neuer Zugang zur Kul-

turgeschichte, aber auch gewisse postmoderne Geschichtsvorstellungen sind darin enthalten.

C. B.: Ich war überrascht, als sich in den 1980er Jahren meine israelischen Kollegen über den deutschen Trend zur Alltagsgeschichte erregten. Ihre Wahrnehmung war, daß dies eine Evasion signalisierte, also einen Versuch, jene zentralen Gesichtspunkte außer acht zu lassen, die sie selbst als die wichtigsten moralischen Imperative des Holocaust ansahen. Alltagsgeschichte sollte also in dieser Interpretation vor dem Blick auf den Holocaust schützen. Meine Wahrnehmung war natürlich, daß eine Alltagsgeschichte der deutschen Besatzungspolitik in Osteuropa das genaue Gegenteil darstellt und im Umgang mit dem Holocaust unabdingbar ist. Tatsächlich führt die Alltagsgeschichte zu einer Konfrontation mit der „Endlösung“, die sich von den abstrakten Diskussionen um das *policy-making* und ähnlichen Dingen stark unterscheidet. Es war absolut wichtig, essentiell, diese Alltagsgeschichte zu betreiben. Sie ist der nächste wichtige Schritt für jeden, der Tätergeschichte betreiben will. Ich hoffe, daß meine israelischen Kollegen die Alltagsgeschichte nicht mehr länger ablehnen und erkennen, wie fruchtbar dieser Ansatz sein kann. Ich war der Meinung, daß sie sich irrten, weil die Methodik der Alltagsgeschichte an sich weder für noch gegen den Holocaust ist. Nehmen Sie den Vergleichsfall Militärgeschichte: Man kann sich auf Schlachten und Generäle konzentrieren, und man kann sie so schreiben wie Omer Bartov und das deutsche *Militärgeschichtliche Forschungsamt*, als eine Sozialgeschichte des Militärs. Es hängt ganz da-

von ab, welchen Gebrauch man von der Alltagsgeschichte macht. Ihr Potential ist sehr groß.

T. S.: Sie hätten also keine Schwierigkeiten mit dem Begriff Alltagsgeschichte des Holocaust? Oder würde Ihnen das ein wenig zu weit gehen?

C. B.: Ich halte die Alltagsgeschichte für wichtig, sowohl auf der Ebene der Täter- als auch der Opfergeschichte. Israelische Forscher haben sicher kein Problem damit, das jüdische Leben im Ghetto in der alltäglichsten Dimension zu studieren. Wie interpretierten die Juden den Versuch zur Erhaltung des nackten Lebens? Wie gingen sie mit dem außerordentlichen Druck auf eine Gemeinschaft um, die ständig demoralisiert wurde? Dieser Zugang ist im Grunde eine Form von Alltagsgeschichte. Er eignet sich auch sehr für die Rekonstruktion des Lebens im Lager oder in den Wäldern Osteuropas, wo jüdische Partisanen Widerstand gegen die Deutschen leisteten. Ich halte also die Alltagsgeschichte, diese Art des Zugangs, für essentiell, sowohl für die Opfer- als auch für die Tätergeschichte.

T. S.: Nach dem sogenannten Historikerstreit hatten wir eine intensive Auseinandersetzung um die „Historisierung“ des Nationalsozialismus und des Holocaust. Sie selbst waren an dieser Debatte mit einem Beitrag über *Tätergeschichte von unten* beteiligt, einer Reflexion über die Historiographie des Holocaust. Würden Sie auch nach der Goldhagen-Debatte wie damals für eine „dichte Beschreibung“ plädieren?

C. B.: Ich glaube nicht, daß sich meine Sicht dieser Frage wegen der Goldhagen-Angelegenheit verändert hat. Eines der positiven Resultate dieses Buches wird

darin bestehen, daß in Zukunft die Erklärung von Grausamkeit stärker in den Blick kommt. Das ist ein Gebiet, wo mein Ansatz allerdings ziemlich anders sein wird als der seine. Vielleicht kann die Sozialpsychologie uns über die Faktoren belehren, die im Menschen grausames Verhalten hervorbringen. Ich vermute darin mehr als nur einen Reflex bestimmter kultureller Ideenkonstrukte. Mein Eindruck ist, daß jede Sanktionierung von Massentötungen durch eine Regierung Grausamkeiten größten Ausmaßes hervorbringt. Nehmen Sie beispielsweise die jüngste Arbeit über die Kulturrevolution in China, wo die Menschen ihre Nachbarn angriffen und sofort bei den allerschlimmsten Grausamkeiten mitmachten; oder ein Land wie Kambodscha, kulturell eines der friedlichsten Länder überhaupt, das dennoch innerhalb von nur drei Jahren diesen außerordentlich brutalen Autogenozid an ein- einhalb Millionen Menschen durchführte. Es gibt hier also etwas, das über Grausamkeit und Ideologie hinausgeht. Es geht um die menschliche Fähigkeit zur Grausamkeit unter bestimmten Bedingungen, wenn diese sanktioniert, legitimiert und organisiert wird. Wir scheuen vor diesem Thema zurück, weil es uns den Spiegel vorhält. Goldhagens Zugang indes distanziert uns von diesem Spiegel, indem er sagt, daß nur Menschen einer bestimmten kulturellen Prägung solche Dinge tun. Wenn ich mich in der heutigen Welt umsehe, finde ich wenig Bestätigung für diese Annahme. Vielmehr meine ich, daß überall, wo Regierungen solche Aktivitäten ermutigen und legitimieren, außerordentliche Grausamkeit das Ergebnis ist. Wir müssen uns also mit der Grausamkeit

selbst und dem beschäftigen, was sie hervorbringt, können uns dabei aber nicht auf kulturelle Erklärungen allein verlassen.

T. S.: Birgt das nicht die Gefahr, die Besonderheiten des Holocaust aus dem Auge zu verlieren? Worin liegen die Spezifika der Judenvernichtung? Ich spiele damit natürlich auf das Argument von Hans Mommsen an, daß eine detaillierte Beschreibung von Massakern alles andere als ein Verdienst darstelle, vielmehr eine Büchse der Pandora öffne. Diese Position erinnert in Teilen an die jener Historiker, die sich seinerzeit gegen eine Historisierung des Nationalsozialismus wandten, jetzt aber entschieden eine Alltagsgeschichte des Holocaust aus der Perspektive der Opfer einfordern. Teilen Sie Mommsens Vorbehalte?

C. B.: Wir werden immer ein Spannungsverhältnis zwischen universellen Aspekten des Holocaust und seinen spezifischen, partikularen Aspekten haben. Es kommt darauf an, diese beiden Seiten im Gleichgewicht zu halten. Wenn der Holocaust das ist, wofür ich ihn halte, nämlich der extremste Genozid der bisherigen Geschichte, ein Geschehen mit einigen sehr charakteristischen Besonderheiten des bürokratisch administrierten Völkermordes, werden wir uns unter allen Umständen auf diese Spezifika konzentrieren müssen. Wenn wir den Holocaust mit Ruanda oder dem armenischen Genozid oder dem vergleichen, was in Kambodscha geschah, erkennen wir an ihm zweifellos Aspekte, die sehr modern, sehr europäisch, sehr germanisch waren. Die Effizienz, die Planung usw. findet man sonst nirgendwo. Dagegen ist mein Eindruck, daß die Grausamkeit ge-

rade nicht einen dieser spezifischen Aspekte darstellt. Grausamkeit ist vielmehr eine generelle Begleiterscheinung nahezu jedes Völkermordes. Es ist daher wichtig, den Holocaust nicht nur in seiner Besonderheit, sondern auch als den extremsten Genozid zu studieren. Was lehrt er uns? Welches Licht wirft er auf die *condition humaine*? Ich denke nicht, daß wir vor solchen Fragen zurückschrecken dürfen, weil wir befürchten, den Holocaust dadurch zu relativieren. Einige Unterschiede bleiben erhalten. Ich meine, daß man vergleichende Geschichte nicht mit einem Tabu belegen kann, vor allem nicht vergleichende Genozid-Forschung. Man kann nicht sagen: „Nein, wir können den Holocaust nicht in diesem weiteren vergleichenden Rahmen untersuchen, weil wir ihn sonst herunterspielen, minimalisieren“ usw. Sicher werden komparative Studien der Weg sein, einen Zugang zu denjenigen Faktoren zu finden, die am Holocaust einzigartig waren und die ihn zum schlimmsten Fall des Völkermordes überhaupt machen. Das kann alles nur auf vergleichender Basis geschehen.

T. S.: Wenn ich Ihren Beitrag zu Saul Friedländers Konferenz richtig verstanden habe, waren Sie der Auffassung, daß der Holocaust als Gegenstand in gewisser Weise die Geschichtsschreibung über ihn modellierte, daß der Historiker nicht frei sei, zwischen verschiedenen Darstellungsformen und Rhetoriken zu wählen. Sehen Sie eine bestimmte Grenze, die man im Umgang mit dem Holocaust nicht überschreiten darf?

C. B.: Ich kann mich nicht erinnern, genau dies gesagt zu haben. Sicher konzentrierte sich ein Teil der Diskussion auf dieser Konferenz auf Hayden Whi-

tes These, daß es bestimmte Tropen, bestimmte rhetorische Stile der Geschichtsschreibung gebe, von denen einige dem Holocaust angemessen seien und andere nicht. Und insofern – ich kann hier aber nur für mich selbst sprechen – würde ich auf meine Weise eine Form auswählen, um über den Holocaust zu schreiben. Ich glaube, er muß nüchtern, mit Zurückhaltung beschrieben werden. Ich halte es für besser, sich eher auf Untertreibungen zu verlassen, statt sich auf die Seite des Übertreibens zu schlagen. Jedenfalls ist das die Art, wie ich mich selbst am wenigsten unwohl fühle. Der Gegenstand ist derart, daß es keiner weiteren rhetorischen Mittel zu seiner Intensivierung bedarf; das ist mein Eindruck.

T. S.: Ulrich Herbert betont die Notwendigkeit, Forschungen durchzuführen, die von der älteren Historikergeneration nicht geleistet werden konnten, weil die Quellenlage damals eine andere war, vielleicht aber auch, weil sie davor zurückschreckte, sich so weit auf das mörderische Geschehen in Osteuropa einzulassen. Andererseits scheint vor dem Hintergrund der Goldhagen-Debatte eine verstärkte theoretische Reflexion über den Holocaust und die Geschichtsschreibung über ihn auf der Tagesordnung zu stehen. Teilen Sie diesen Eindruck?

C. B.: Wieder kann ich hier nur für mich selbst sprechen. Ich fühle mich sehr viel wohler mit der empirischen, archivgestützten Forschung und verspüre eigentlich keine besondere Neigung zu theoretischen Debatten. Ich habe kein Problem mit einem pluralistischen Zugang. Verschiedene Menschen mit verschiedener Ausrichtung verfolgen ver-

schiedene Fragestellungen; zusammen ergibt das ein gutes Ergebnis.

T. S.: Lassen Sie uns zum Schluß auf die Rolle des Holocaust in der Öffentlichkeit kommen, vor allem in der näheren Zukunft. Gegenwärtig handelt es sich um einen wirklich wichtigen Gegenstand, der das Publikum interessiert. Glauben Sie, daß sich das fortsetzen wird? Und welche Institutionen stehen dem Historiker zur Verfügung, um darauf zu reagieren?

C. B.: Ich glaube, daß der Holocaust in den USA auch weiterhin eine legitime akademische Angelegenheit bleiben wird. Beispielsweise ist die Existenz des Holocaust-Museums in Washington von größter Bedeutung für eine dauerhafte Grundlage solcher Forschungen. Schon die Tatsache, daß der Holocaust in das Curriculum der amerikanischen Ausbildung eingegangen ist, gewährleistet die Weiterführung der Auseinandersetzung mit ihm. Es gibt also eine Infrastruktur für das Fortbestehen wissenschaftlicher Forschungen über den Holocaust. Es handelt sich ja auch nicht um einen Gegenstand, der heute kommt und morgen geht. Was sicher sehr interessant sein wird, ist die Frage, wie sich die Perspektiven auf den Holocaust verändern werden, wenn die letzten Überlebenden gestorben sind. Die Forscher werden dann für Menschen schreiben, für die der Holocaust ein sehr weit entferntes Geschehen in der Vergangenheit ist. Natürlich ist das ein Phänomen, mit dem wir in der Geschichtsschreibung ständig konfrontiert sind. Ich glaube aber nicht, daß der Holocaust deswegen als weniger wichtig angesehen werden wird. Er wird ein legitimer Gegenstand bleiben und ziemlich stark im Zentrum unseres historischen Bewußtseins stehen.

T. S.: Hier besteht offenbar ein Unterschied zu Deutschland, wo die Sozialgeschichte ihren Fokus zunehmend auf die Zeit nach 1945 verschiebt, sodaß von hier aus der Nationalsozialismus gewissermaßen in eine randständige Position zu geraten droht.

C. B.: Möglicherweise ist das die gegenwärtige Situation. Aber ich denke doch, daß sich dies nachhaltig verändern wird, wenn die jüngere Generation, die gegenwärtig die archivgestützten Holocaust-Forschungen durchführt, ihre akademischen Karrieren fortsetzt. Hoffentlich werden die meisten von ihnen sich in gesicherter Stellung wiederfinden – anders übrigens als die ersten, die dies versuchten: Uwe Dietrich Adam, Christian Streit und Hans-Heinrich Wilhelm haben nie ihren Weg in die Universitäten gefunden. Die jüngere Generation wird hoffentlich dazu beitragen, die vielleicht noch bestehende Trennung zwischen dem Holocaust als einem spezialisierten Gegenstand und der allgemeinen deutschen und europäischen Geschichte aufzuheben.

Publikationen:

The Final Solution and the German Foreign Office. A Study of Referat D III of Abteilung Deutschland, 1940-43, New York 1978; *Fateful Months. Essays on the Emergence of the Final Solution*, New York 1985 (Rev. Ed. New York 1991); *The Path to Genocide. Essays on Launching the Final Solution*, Cambridge 1995 (zuerst 1992); *Ordinary Men. Reserve Police Battalion 101 and the Final Solution in Poland*, New York 1992 (dt.: *Ganz normale Männer. Das Reserve-Polizeibattillon 101 und die „Endlösung“ in Polen*, Reinbek bei Hamburg 1994).